

ÖSTERREICH'S FISCHEREI

ZEITSCHRIFT FÜR DIE GESAMTE FISCHEREI

34. Jahrgang

August/September 1981

Heft 8/9

Fritz Merwald

Drei Huchen

Heute ist er in dem Wasser, in dem ich nun schon fast fünfzig Jahre fische, beinahe zu Sage und Mär geworden, der als Traumberge jedes Anglers so sehr begehrte und sooft vergeblich umworbene Donaulachs. Ich habe ihm viele frostklirrende, schneestäubende und düstergraue Wintertage gewidmet, bin seinetwegen oft über eisglatte Dämme gestolpert und habe mich durch verschneite Audickichte gequält. Meist bin ich mit leerem Rucksack und oft mit dem festen, allerdings nie eingehaltenen Vorsatz nach Hause gekommen, diese doch vergebliche Schinderei künftig zu unterlassen. Aber einige Male – freilich selten genug – raufte ich doch mit einem Mordslackl von Huchen und habe den einen oder anderen auch glücklich gelandet.

Es ist ein bitterkalter, diesiggrauer Wintertag des Jahres 1934. Ich warf am Hagmayrsporn vergeblich immer wieder den Blinker aus, ohne einen Biß zu spüren oder einen Nachgeher zu haben. Nun stolperte ich den teilweise vereisten Donaueindamm stromabwärts. Es ist so kalt, daß ich mit meinen roten, frostklammen Fingern immer wieder die oberen Ringe meiner Bambusstange vom Eis befreien muß. Ja, es stimmt schon, es war eine Rute aus Bambus. Die so überaus harten und dabei so biegsamen Erzeugnisse aus Kunststoff gab es ja damals noch nicht. Auch meine Rolle, vergleicht man sie mit den modernen, hochwertigen Geräten, war mehr als primitiv. Über meine Angelschnur würde man heute mitleidig lächeln. Aber mit diesem so einfachen, heute längst überholten Zeug fing man einst Huchen!

Drei Sonntage habe ich nun schon vergebens Wind und Kälte getrotzt, gefangen habe ich aber nichts. Auch heute – ich fische nun schon zwei Stunden – scheint es nicht anders zu werden. Ist aber doch mit niedrigschleifendem Gewölk und schneidend scharfer Kälte ein richtiges Huchenwetter. Mühsam stolpere ich auf der „Bermi“, dem nur schmalen, schwierig zu begehenden Weg am Fuß des Damms, stromabwärts. Hier im scharfen Rinnen besteht sehr wenig Erfolgsaussicht. Dennoch aber werfe ich immer wieder den Neunaugenzopf aus. Er schlägt so schön durch das Wasser als wenn er echt wäre. Und sind doch nur Streifen aus meiner alten Lederhose.

Was ist das heute für ein Sauwetter! Keinen Hund sollte man aus dem Haus jagen. Aber sag das einem der huchendeppert ist! Da helfen keine Vernunftgründe und ist gutes Zureden zwecklos. Und so stolpere ich auf den oft gefährlichglaten Steinen dem Weikerlsporn zu. Und auf einmal geschieht es! Ein schwerer Ruck, instinktmäßig der Antrieb, die Rute biegt sich durch und die Rolle singt das immer wieder zutiefst erregende Lied vom gehakten Fisch. Das muß ein Lackl sein! Ich brems so gut es geht, doch die Kraft, die an der Angelrute zerrt, ist kaum aufzuhalten. Unmöglich den wütend kämpfenden Fisch in dem hier starken Rinnen zu halten. Es nützt nichts, ich muß mit ihm stromabwärts. Paß auf, die „Bermi“ ist mehr als holprig und oft eisglatt. Na, da haben wir es ja schon! Ich rutsche aus

und liege der Länge nach auf den harten Steinplatten. Nur die Angelrute nicht loslassen! Mühsam, fluchend und stöhnend komme ich auf die Beine. Und – Sankt Petrus sei Dank – der Huchen tobt noch immer an der Angel. Mit viel Mühe gelingt es mir, ihn in das stille Wasser des Sporns zu bekommen. Noch wehrt er sich wütend, aber schon spüre ich, daß er langsam müde wird. Immer mehr Schnur bekomme ich auf die Rolle. Und dann geht es schneller als gedacht. Ich zerre den mächtigen Fisch auf das sandige Ufer, ziehe das Messer und stoße zu. Bin ich aber jetzt fertig! Mein Atem geht schwer, Schweiß tropft von meiner Stirn. Ich wische mit den Händen über das Gesicht und stehe mühsam auf. Langsam erwache ich aus dem Rausch, der mich beherrschte. Mir ist als hätte mich eine fremde Macht, der Urtrieb des Steinzeitmenschen gezwungen, mit dem Gegner an meiner Angelrute mit allen Kräften zu kämpfen, um ihn schließlich mit meinen Händen packen und in meinen Besitz bringen zu können.

Eine Stunde später trete ich in die rauchige Wärme des Gastzimmers. Die Gäst', von denen ich einige kenne, sehen mich an und beginnen zu lachen. „Was habt's denn?“ „Na schau Di do im Spagl an!“ Dankschön, gesund schaue ich aus! Ein Gesicht sieht mich an, das von Schweiß, Schlamm und Blut verschmiert ist. Habe ich doch draußen am Wasser mit meinen keineswegs sauberen Händen darüber gewischt.

Es ist etwas lang geworden an diesem Abend. Einen fast zehn Kilo schweren Fisch muß man schließlich doch tottrinken. Und dann fuhr ich – man war halt noch jung damals – bei stockfinsterner Nacht und stählerner Kälte mit dem Fahrrad nach Hause.

Die zweite Huchengeschichte ist auf einen heiteren Akkord gestimmt. Auch habe ich den Fisch, um den es ging, nicht selbst gefangen. Dennoch aber glaube ich, daß auch sie wert ist, erzählt zu werden.

Wir fahren bei leichtem Eistreiben über die Donau, der Hans und ich, um auf der Schotterbank auf Huchen zu fischen. Völlig unerwartet geht es schneller als gedacht. „Hab oan, hab oan!“ schreit der Hans. Er landet einen Huchen, so seine zehn Kilo schwer. Gleich einem Medizinmann springt er, sein Petri Heil lobend, um die Beute. Überglücklich wie er ist, kann ich ihn nicht aufhalten. Wir müssen unbedingt zum nahen Haus eines Fischers, denn er will sich mit seiner gewichtigen Beute bewundern lassen. Dort sitzen einige Bekannte, die uns mit Zuruf und vollen Gläsern begrüßen. In der Stubenwärme ist es gut, der Most schmeckt, die Begeisterung über den gewichtigen Fang ist groß und die Zeit verrinnt schneller als gedacht. Bald bin auch ich schon ziemlich gut aufgelegt. Wie ich, um nach dem Wetter zu schauen, unter die Haustüre trete, bin ich aber mit einem Schlag stocknüchtern. Alle guten Geister! Mauerfinstere Nacht und stählerne Kälte! Wenn das nur gut ausgeht. Wir müssen doch noch mit der Zille über die Donau. Und mit dem Hans ist überhaupt nichts mehr zu machen. Ich bringe ihn, der voll des süffigen Mostes ist, mit Mühe auf die Beine und zum Boot, wo ich ihn im Gransl niedersetze. Dann steche ich ein Stück stromaufwärts und stoße die Zille in Wellenbraus und Nacht hinaus. Jetzt heißt es mit aller Kraft rudern, um die Ausmündung des Grabens am jenseitigen Ufer zu erreichen. Das Wasser rauscht, kleine Eischollen klirren gegen die Zille und stockfinster ist die Nacht. Und jetzt fängt noch dazu der Hans zu singen an. Gräulich falsch ist sein Gesang vom Tirolerland, das so „schen, so schen“ ist. Leider kann ich die wohl einmalige Stimme dieser Nacht nicht genießen: Braus und Gischt, eisige Finsternis und der gräuliche Gesang über den Wassern.

Weil Narren oft Glück haben, kommen wir wohlbehalten am jenseitigen Ufer an. Ein heller Schein, die Kehre, und schon bin ich im Graben. Wie die Erregung der Stromfahrt abflaut, überkommt mich plötzlich ein geradezu schrecklicher Gedanke. Wo ist der Huchen? Oh ihr das klare Denken einullenden Geister des Landbirnmostes! Haben wir doch richtig die so hochgejubelte Beute vergessen! Was ich mir am nächsten Tag, als ich den Fisch hole, anhören muß, will ich lieber verschweigen.

Die dritte Geschichte ist die des letzten Huchens, den ich gefangen habe. Nach ihm wurde, soweit ich weiß, in der von mir befischten Donaustrecke keiner mehr erbeutet.

Es ist ein müder, föhnwarmer Allerheiligentag des Jahres 1946. Niederes Gewölk schleift über die Au, letztes Herbstlaub taumelt im flackernden Wind zu Boden. Wahrlich kein Wetter um mit etwas Aussicht auf den Huchen zu fischen. Wäre man klug wie andere Menschen, man würde zu Hause bleiben, ein gutes Buch lesen oder sich mit ein paar Freunden zusammensetzen. Aber rede einem Fischer zu, der es allen Vernunftgründen zum Trotz doch versuchen will, einen Huchen zu fangen. Er wird eine Unmenge von Ausreden wissen und sich schließlich auf Oskar Wilde's boshafte Weisheit berufen, nach der man am leichtesten einer Versuchung entgeht indem man ihr nachgibt.

Also: Neunaugenzopf, Blinker, Rolle und ein Jausenbrot in den Rucksack, die Angelrute unter den Arm geklemmt und das Fahrrad geholt. Wie ich zum Hagmayrsporn komme, schwitze ich richtig. Der mühsame Weg durch das Audickicht und die ungute, auf einen Wetterumschlag deutende Wärme. Und da hofft ein so unverbesserlicher Fischermensch wie ich, einen Huchen zu fangen. Ist doch glatter Unsinn! Aber jetzt stehe ich schon hier an der großen Kehre. Der Neunaugenzopf fliegt weit auf das Wasser hinaus, mein Daumen brems die große Leichtmetallrolle, langsam rolle ich, die Rute hebend und senkend, auf. Natürlich geschieht gar nichts. Aber ich werfe dennoch wieder aus und dann nochmals. Aber was ist das? Anhieb, Zucken und Zerren an der Angel, aufrollen so schnell es geht. Keine wilde, Schnur von der Rolle reißende Flucht, kein schwerer Zug. Ehe ich es für möglich halte, habe ich ihn schon. Richtig, ein Huchen, nicht einmal ein kleiner sondern ein richtiger Lackl! Fassungslos knie ich neben dem schweren Fisch und sehe ihn beinahe ungläubig an. Das darf doch nicht wahr sein! Bei diesem Wetter einen Huchen fangen, der sich noch dazu fast überhaupt nicht wehrt. „Wie ein Fetzen“ so pflegen wir Fischer zu sagen, ließ er sich ans Ufer ziehen. Muß wohl so überrascht gewesen sein, daß er nicht mehr dazu kam, sich zur Wehr zu setzen. Eigentlich ein viel zu leichter, ein beinahe ruhmloser Sieg. Geht nämlich etwas zu leicht, braucht man sich gar nicht zu mühen, so ist einem ein schönes Stück Freude an dem Erreichten genommen.

Das dicke Ende dieser Huchengeschichte soll aber auch nicht verschwiegen werden. Die Hälfte des etwas über sieben Kilo schweren Fisches bekam der Besitzer der Wasserstrecke, in der ich fischte, die andere wollten wir selbst verspeisen. Natürlich ist man kein Bratenfischer, aber ein paar Huchenschnitzel sind wahrlich nicht zu verachten. Aber Wilhelm Busch hat schon recht, daß es erstens anders kommt und „zweitens als man denkt“ Genau an dem Tag, an dem der Fisch zubereitet wurde, erschien mein Bruder „mit Kind und Kegel“, mit Frau und zwei Kindern. Er ließ sich wahrlich nicht lange bitten und verspeiste zusammen mit seinem Anhang beinahe den ganzen Huchen. Meiner Frau und mir blieben lediglich zwei schmale Scheiben.

Peter Schickl, Mondsee
(Sportfischerzentrum)

Weitwürfe

DIE WURFTECHNIK

Die geschilderte raffinierte Schnurkombination macht natürlich aus einem schlechten Werfer noch keinen brillanten Weitwerfer. Dazu muß man auch ein wenig die Technik für weite Würfe mit der Brandungsrute beherrschen.

Wer kleiner ist als 1,80 m sollte eine Brandungsrute von 3,90 Metern nehmen; größeren Sportfreunden empfiehlt sich eine 4,20 m lange Rute.